

Claus-Olaf Gravittsson

# Der Lügensammler



## Das Buch

Der Roman beginnt mit der Scheidung des Protagonisten, eines erfolgreichen und international gefragten Brückenbauers, von seiner wunderschönen Frau Tamara, die er Jahre zuvor auf einer Zugfahrt zufällig kennengelernt, und die er mit der ihm eigenen Leidenschaft und Hartnäckigkeit für sich eingenommen hatte.

Diese Liebesbeziehung wird von Anfang an überschattet von den Erfahrungen des Protagonisten, der von seiner einstigen Geliebten Vera betrogen und zutiefst verletzt wurde. Seit dieser Zeit sieht er sich Tag und Nacht Lügen ausgeliefert. Er fühlt sich von ihnen umzingelt und beginnt schließlich – einem ärztlichen Rat folgend – sich mit dem Wesen der Lüge zu beschäftigen und überall nach Lügen zu suchen: im Supermarkt, bei der Bank, beim Autohändler, in Todesanzeigen und auch bei Beerdigungen. Und dort, in der besonderen Lebensgeschichte eines Arztes, entdeckt er schließlich die Lösung und es wird ihm auf einmal klar, welche rettende Kraft die selbstlose Liebe einer Frau haben kann.

## Der Autor

Der Autor, mit dem Pseudonym Claus-Olaf Gravitsson, ist von Beruf Arzt.

Aufgewachsen in Baden-Württemberg, studierte er Medizin und Biochemie u.a. in Basel, Innsbruck, Tübingen, Hamburg und München, um danach seine Ausbildung als Assistenz- und Oberarzt an einer Universitätsklinik fortzusetzen und sich dort zu habilitieren. In der Folge leitete er über viele Jahre eine große medizinische Abteilung eines Städtischen Klinikums. Er verfasste zahlreiche Fachpublikationen. Seine wissenschaftlichen Bücher wurden in sieben Sprachen übersetzt.

"Der Lügensammler" ist sein erster Roman.

Claus-Olaf Gravittsson

# Der Lügensammler

„Island zwingt Dich, Dich auf Dich selbst zu besinnen.“

Halldór Laxness

Isländischer Nobelpreisträger für Literatur

*Für Isabella-Constanze, Sophie, Jens und Philipp – con amore.*

© 2019 Claus-Olaf Gravitsson

Verlag und Druck:

trdition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN

Paperback: 978-3-7482-9615-7

Hardcover: 978-3-7482-9616-4

e-Book: 978-3-7482-9617-1

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

## Kapitel 1

Ich kenne viele Städte, Hamburg aber liebe ich. Zu allererst, Sie werden lächeln, liebe ich den hanseatischen Wind, zärtlich wie der Hauch eines Kusses, verheißungsvoll wie Champagner an einem Maitag, an dem man sich den Sommer erhofft, oder wild und ungestüm, wenn er durch die Stadt brüllt und das Meer gegen die Dämme jagt.

Die Hamburger liebe ich, die weniger sagen als sie sind. Ihre Distanz liebe ich: keiner, der mir in dieser Stadt auf die Schulter klopft und Freund sein will oder zumindest Bekannter, auf die fröhliche, unverbindliche, rheinische Art.

Die Kontore dieser Stadt liebe ich, in denen sich Geschäfte immer noch per Handschlag abwickeln lassen und die für das Grobe nicht zuständig sind.

Ich liebe, lachen Sie nicht, die Hamburger Hunde, die ihren Herren so gleichen und höchstens aus purer Notwehr bellen.

Ich liebe die Hamburger Wirtshäuser. Ich liebe es, alleine an einem Tisch zu sitzen, den ganzen Abend unbelästigt, und ohne nach dem Essen gefragt zu werden, ob es auch geschmeckt habe. Kein Kellner, der mich bedrängt mit dem ewigen Probeschluck, so, als ob ich es sei, der verantwortlich wäre für die Qualität des Weines. Besonders liebe ich die Oper: keiner sieht mich scheel an, nur weil ich nichts halte von manuellem Beifall.

Süchtig bin ich nach dem Hafen. Ich betäubte mich an seinem Geruch, jener Mischung aus Brackwasser, Dieselöl und Farbe, der von den Schiffen ausströmt mit ihren verheißenen Namen und fernen Destinationen.

Ich liebe es, auf dem Flughafen anzukommen, empfangen von meinem Taxifahrer, der auf einsame Fragen mit einer bloßen Handbewegung antwortet, allenfalls mit einem kleinen, nie ausartenden Satz.

Kurz: Ich lebe von den distanzierten Horizonten, die von dieser Stadt ausströmen, meiner Seele entgegen – Horizonte, die mir himmlisch anmuten.

Hier wohne ich seit zwei Jahren mit Tamara. Ohne zu übertreiben: unser Glück war lange Zeit beträchtlich. Man zeigte auf die Beispielhaftigkeit unserer Ehe. Tamara hatte zu mir gehalten durch die Zeit hindurch, bis meine Sucht über uns zusammenschlug, ich nur noch durch das Land reiste, den Lügen hinterher, sie sammelte, Tag und Nacht, getrieben von allen Lügen dieser Welt, aufbewahrt in meinem Gehirn, meinen Notizbüchern.

Auch das Unerträgliche lässt sich ertragen durch Zuneigung oder Gewöhnung. Tamara blieb mir zugeneigt, tapfer, tolerant, tröstend.

Meine Seltsamkeit jedoch steigerte sich. War es zunächst nur eine meiner Absonderlichkeiten, so steigerte sich meine Vorstellung allmählich zur Sucht, wickelte mich ein, beherrschte mich, verschlang mich. Von Zwängen gibt es kein Entrinnen, kein Erbarmen, keine Gewöhnung. Die Grenze lag schon hinter uns, das Ende war erreicht, die Zeit der Krankheit hatte uns besiegt.

So kamen wir überein, auseinander zu gehen.

Deswegen stehe ich heute in dieser verwandelten Stadt unter einem herzlos - grauen Portal. Das Gebäude blickt auf mich herab mit jener milden Verächtlichkeit, die es sich im Laufe seiner Vergangenheit zugelegt hat. Über mir die Inschrift: „Amtsgericht“ - bedrohlich genug. Auch gegenüber der Straße, gleichermaßen grau und hochmütig nur Neugotisches: die Hauptpost vielleicht oder ein Gymnasium mit verblässigem humanistischem Anstrich.

So stehe ich da und warte auf Doktor Laghover, meinen Rechtsanwalt. Regen hat eingesetzt. Kein herkömmlich-hanseatischer, plätschernder Regen, von dem man weiß, was einem bevorsteht. Vielmehr ein zorniger, waagrecht vom Wind getragener, wie man ihn in Irland kennt, der einen durchnässt, ohne dass man es merkt. Ich weigere mich, ohne Doktor Laghover in das Gebäude zu treten. Ich trotze den böartigen Böen, der gemeinen Luft, der Nässe und dem Blick des Pförtners, der mich für ein Subjekt hält, zumindest für einen Angeklagten, verdächtig auf jeden Fall.

Ich denke zurück an den ersten Besuch im Büro des Rechtsanwaltes: die Kanzlei im vierten Stockwerk. Ich läute, etwas dyspnoeisch, kein Wunder nach vier Treppen ohne Aufzug. Ein kühles, galliges Wesen in der Türe: flachbrüstig und zeitlos. Ihre Diktion wie ein Feldweibel, denke ich: Name? Grund des Besuches? Termin vereinbart, ja oder nein?

Ich unterzeichne („hier links“) irgendeine Vollmacht, erdulde ihre „Sie-können-hier-in-der-Zwischenzeit-Platz-nehmen“-Handbewegung, fast elegant, jedenfalls viel geübt. Ich darf mich setzen auf einen der drei Armesünderstühle an der Wand, ge-

radlinig, ungepolstert und beinhart wie in der katholischen Kirche, wenn auch ohne Kniebänke. Mein Blick auf eine Art Louis Quatroze-Schreibtisch, Hort und Heimat der Kühlen, spitznasig ist sie und ihr Gesicht angedörrt unter einem vergeblichen Make-up, an das sie selbst nicht mehr glaubt. Orchideen auf den Fenstersimsen, kolorierte Stahlstiche mit Schiffsabbildungen an den Wänden.

Zwei Glastische ohne belästigende Zeitschriften - Makellosigkeit, wie in einem schwäbischen Treppenhaus nach vollendeter Kehrwoche. Ich sitze, warte, schweige stille, betrachte ihre spitzen Knie gut passend, denke ich, zu ihrer Scharfzüngigkeit.

Leicht, denke ich, leicht hat sie es nicht: ihr angeledertes Gesicht, ihre Nasolabialfalte, ihr starrer Blick auf den Text, den die Schreibmaschine ausspuckt. Daneben milder Tee in großer Porzellantasse, bemalt mit „Gruß von Schloss Linderhof“ samt zweiten Ludwig in vollem Ornament.

Ich fühle ihre Magengeschwüre, die jedem Kamillentee trotzen. Sicher, vermute ich, eine einsame Wohnung, penibel aufgeräumt, steril wie ein Operationsaal: Vom Boden könnte man essen, glauben Sie mir. Daheim zwei Angorakatten als lebende Wesen, gelbäugig und maligne seit Geburt, aber geliebt von der Katzenmutter.

Makellose Silberrahmen, oft geputzt, auf dem Regal mit makellosen Fotos „Sonnenuntergang auf Sylt, mit Karl, 1976“ daneben „Jungfrauoch und Aletschgletscher, 1978“, jetzt ohne Karl.

Bettflasche im Bett, vermute ich, auch im Sommer, dabei nicht einmal fünfzig - mit einem Wort, leicht hat sie es nicht.



Dann plötzlich, ob Sie es glauben oder nicht, schalmeiengleich: Es dauert nicht mehr lange und ob ein Wasser genehm sei oder sonst etwas?

Ich frage nicht nach dem „sonst etwas“ und was sich gegebenenfalls dahinter verbergen würde, bitte um Wasser, lediglich Wasser, egal ob sprudelnd oder nicht.

Sich deh nende Minuten.

Ich sitze, jetzt gewässert, vorschriftsmäßig – stumm, hart und leidend. Meine Frage in die verendete Zeit: Ob es so etwas wie eine Korrelation gäbe, sozusagen also ein Verhältnis zwischen Wartedauer und Polsterung der Stühle, etwa in dem Sinne, dass harte Stühle kurzes, gut gepolsterte hingegen längeres Warten nach sich ziehen würde.

Ihre Antwort: ein weiteres Glas Wasser und ihr Vorschlag, das Fenster zu öffnen.

Wir sind uns einig in gegenseitiger Abneigung. Ich schweige beschämt, denke an die katholische Kirche, ihre qualvollen Kniebänke und daran, wie gut ich es doch habe, weil Protestant.

Endlich eine erlösende Stimme, endlich.

„Wir lassen bitten“, sagt sie, „wir“. Eine traurige Anforderung, denke ich, das „wir“, herüber gerettet aus längst vergangenen Tagen, als die Zeit ihre Hoffnung noch trug, Ehefrau des Rechtsanwaltes zu werden, an Stelle der Endlosigkeit einer frustranen Liebschaft, heute längst vergraben in hilfloser Resignation.

Der Herr Rechtsanwalt in der Türe. Blühendes Leben, sachliche Unverbindlichkeit. Amouröse Residuen? Ich bitte Sie, kein Hauch, kein Hauch!

Ich fühle die Abwegigkeit meiner Gedanken und trete ein in die juristische Festung, sein Arbeitszimmer.

Mein erster Eindruck: eine Robbe. Klein und zu schwer für seine Größe, „Homme sans coup“, wie der Vater, der in Öl hinter dem Schreibtisch an der Wand hängt. Also doch genetisch, vermute ich. Hochdruck-Gesicht, rot und etwas schweißig. Tapferer Schnurrbart, aber irgendwie robbenartig-hängend, Kinderhand, besser Flosse, die mich fast drucklos begrüßt.

Ein durchsessener Stuhl, auf dem ich Platz nehme. Doktor L. versunken hinter einem Ungetüm aus Mahagoni, wahrscheinlich Erbstück. Also sagt er, also, und meint offenbar mich und meine Vorgeschichte, die ich immer und immer wieder wiederholen muss. Seine seziererischen Fragen: Ihre Frau wann kennen gelernt? Geheiratet, wann? Wo? Kinder? Ehefrau berufstätig, warum? Mein Verdienst? Geschätzter Verdienst meiner Frau? Ehevertrag ja - nein? Und so weiter, und so weiter.

Dann Details aus meinem Leben: Meine Sucht, interessant, aber unwichtig. Was zählt sind Tatsächlichkeiten, nicht Gefühle. Urteil nach Aktenlage, sozusagen, wenn Sie verstehen was ich meine.

Kurz: die Unterhaltung schrecklich. Blutende Wunden, die seine Sachlichkeit schlagen. Fakten, Fakten, nichts weiter - höchstens noch ein paar dürftige Beweisbarkeiten, Belege gar, zumindest Unterfütterungen - ich bitte Sie.

Immer und immer wieder seine verbalen Quälereien, sein ewiges, aufmunterndes, penetrantes „also“, während er Notizen kritzelt mit seiner Flossenextremität. Sein Erstaunen über mein Einkommen („tatsächlich?“), Größe meines Besitzes („Sie irren sich nicht?“), mein Vermögen. Was er wahrscheinlich blitzschnell kalkuliert: die Höhe des mutmaßlichen Streitwertes, die Erfreulichkeit seines Honorars. Endlich: ein Hauch von persönlichem Interesse, kurzes Aufblicken von den gekritzeltten Zeilen, verbindliches Lächeln, Aussicht auf das Ende der Vivisektion, hoffe ich.

„Also“ sagt er zum hundertsten Mal, „also“ und fügt hinzu, dass wir es dann hätten, immerhin „wir“, wie ein verbündeter Arzt zu einem Moribunden, den er nicht alleine lassen will.

Die Gegenseite wird sich melden. Dann sehen wir weiter. Haben Sie noch? Nein, erwidere ich, keine Fragen. Die Sache damit klar. Seine letzte Mahnung: Weglassen aller Gefühle. Dadurch beste Erfolgchancen (er sagt tatsächlich „Erfolg“, den er mir zumutet) – ach, Tamara.

Dann wieder diese Flossenhand, weich und schweißig, drucklos wie eingangs, sein letztes „also“, seine distanzierte Verabschiedung, gut trainiert, wie ich finde, schließlich sein finales Auf Wiedersehen-Lächeln, dann schon im Vorzimmer bei der Angedörnten, meine Flucht zum Aufzug, den ich im Heraufsteigen übersah. Die Frage eines dort Wartenden, ob ich auch nach unten wolle. Sein Kopfschütteln, als ich entgegne, ich wäre schon unten genug.

Tamara, wie man so sagt, auf der Gegenseite – wie soll ich damit leben?

Ein lapidarer Brief, den die Post bringt. Kalte Amtlichkeit auf wieder verwendbarem Papier: Ort und Zeit der Verhandlung, freundliche Grüße, unleserliche Unterschrift, im Auftrag.

Gestern ein überraschendes Telefonat. Der Rechtsanwalt und seine Strategie. Gegnerische Anwältin offenbar erfahren, aber kompromissbereit: Einigungswille, Gütlichkeit, halb und halb als Prinzip. Unterstellt dabei meine Großzügigkeit, meine Glasammlung, meine Raritäten aus Bordeaux, jeweils gerecht geteilt, halbiert, wie er sagt. Auch Häuser, Autos, Porzellan – alles. Wie lange schon getrennt lebend, fragt er mit leiser Stimme. Seit einem Jahr, mehr als einem Jahr, sage ich, leider. Seine strenge Stimme. Vor allem bei der Verhandlung, sagt er, solle ich jedes „leider“ weglassen – aus Prinzip. Eine kleine Weile vor Verhandlungsbeginn, sagt er, wäre ein kurzes Gespräch sinnvoll und ich rätele, was er darunter versteht unter „kleiner Weile“. Diesseitig, wie er ist, denke ich, wird er nicht Eichendorff lesen, allenfalls alle zehn Jahre ein verirrtes Rilkegedicht, allenfalls.

Oder die ganze Jurisprudenz in ihrer alltäglichen Öde nur als Maskerade? Broterwerb bei unsäglichen Klienten oder bloßes Zeitfüsel bis zu seiner Emeritierung? Doktor L. als verkappter Romantiker?

Sie werden mir ein Lächeln gestatten, denke ich.

Ich stehe wartend und bedrückt. Der Regen regnet in meine Seele hinein. Dabei zähle ich unter die sogenannten gestandenen Mannsbilder, auch wenn der Begriff nur im Süden zu Hause. Gestandene 47 Jahre, Bauingenieur, habilitiert, reicher als reich,

anerkanntes Sprachgenie, zuhause in meinem Beruf, zuhause in der Welt, auch barfuß größer als die meisten anderen, stattlich und mit ungefärbten Haaren, die den Friseur noch rechtfertigen – kurz: viel beneidet bis vor kurzem. Jetzt jedoch drohend das Tribunal, der Schiedsspruch, final und von mir selbst verschuldet.

Gibt es schlimmere Strafen als die selbst auferlegten?

Die Neugotik des Gerichtsgebäudes lächelt auf mich herab, ungerührt mit ihrer langen Erfahrung: „Wer hier eintritt, darf alle Hoffnung fahren lassen“. Nur noch um die Höhe der Schuld geht es, um nichts weniger. Endlich eine daherschwebende Limousine, schwarz und lautlos, englisches understatement. Alles handgearbeitet, vermute ich: Mahagoniholz und argentinisches Büffelleder vom Feinsten – Sie wissen, was ich meine. Aussteigt der Chauffeur: uniformiert wie zu Kaisers Zeiten; Mütze, Handschuhe, lachen Sie nicht. „Der Chauffeur nimmt mit der linken Hand seine Kopfbedeckung ab, geht um den Wagen, öffnet mit der rechten Hand die hintere Wagentüre mit leichter Verbeugung“. Es gibt Regeln, die auch beim Weltuntergang gelten!

Doktor L. sich aus der Karosse wälzend, Aktentasche schwarz und unheil-schwer. Seine Ruderbewegung die Treppe hinauf. Doch eine Robbe, denke ich, Mensch geworden, aber kein Zweifel: Robbe auf Landausflug. Kleine Schweißperlen auf der Stirn, aber jovial: Ob ich schon lange? Nein, sage ich, nein, und danke der Nachfrage, sage ich. Sein Blick auf meine nassen Hosenbeine, meinen regentropfenden Hut. Dann sein „Lassen-Sie-uns-Eintreten, Herr Professor“,forsch, wie ein General vor der Schlacht. Im Gerichtsgebäude depressives Linoleum. Vergeblich

die Gegenwehr gegen das tägliche Bodenwachs. Billiger Geruch, wie man ihn von ungelüfteten Gymnasien kennt. Spärliches Licht in glitschigen Gängen, wie seinerzeit, denke ich, im düsteren Staat der Arbeiter und Bauern – Einladungen zum Stolpern, als ob es nicht schon genug andere Fallen geben würde auf dem Weg zum Schafott.

Doktor L. gänzlich unbekümmert, ungerührt von Äußerlichkeiten. Letzte Parolen vor Beginn der Schlacht:

Die Sache einfach, der Ausgang gewiss, unsere Karten exzellent. Mein Rat: Ich spreche, Sie halten sich zurück, in jeder Hinsicht, in jeder. Körperliche Anwesenheit ausreichend, schweigsame, verstehen Sie, am besten. Ich frage nicht, warum meine Zurückhaltung nützlich sein soll. Ich gehe wie ein Kind neben dem Vater, mag er das Fallbeil abwenden oder nicht – ach, Tamara, ach. Ob ich Tamara noch einmal die Hand?, frage ich. Er: Möglich, aber nicht zwingend. Ich lerne: Begrüßung der gegnerischen Anwältin durch Kopfnicken, ernst, gefasst, aber nicht unterwürfig.

Endlich Saal 008 im dritten Stock, eine Art klagloses Lehrerzimmer nach der Notenkonferenz. Beleuchtung, wie gesagt, aus der DDR entlehnt, Richtertisch etwas erhöht, grauer Tag, der uns durch die Fenster anstarrt, freudlos und ohne Mitleid. Stühle für Anwalt und Klienten mit aussichtslosem Polster, vormals vielleicht grün, wer weiß. Meine schweißigen Hände wie bei der Einweihung meiner letzten Brücke, mein Puls so schnell wie auf der Höhe des Montblanc.

Doktor L. ungerührt. Kollegiales Zunicken zur gegnerischen Anwältin, etwas knochig und mit unaussprechlichem Doppel-

namen. Tamara neben ihr, blicklos, gefasst, in hanseatisch-blauer Korrektheit, Hochfrisur, was sie strenger macht. Ihre Modigliani-Nase, ihre klugen Ohren, ihr Zierrat – freier Hals, Schwanenhals vielleicht, auf jeden Fall einmalig, einmalig – ach, Tamara.

Mein vergebliches Nicken. Blicke, die sie nicht erwidert. Zwischen unseren Stühlen der Gang, der uns trennt. Nicht nur er, sage ich mir, ohne es auszusprechen – ach, Tamara.

Die Sitzung wie geplant: Personalien, Sachlichkeit, Vortrag der Anwälte, gelegentlich ein Hab-ich's-nicht-gleich-gesagt-Blick von Doktor L. Sein Schnurrbart jetzt wieder tapfer, weil regenfrei, dabei rotes Gesicht, ungewöhnlich zu dieser Stunde. Rotwein, denke ich, oder Bluthochdruck oder beides, wer weiß.

Ich so ruhig wie beim Zahnarzt, wenn dieser sich an die hintersten Backenzähne wagt. Der Raum voller Fachausdrücke, Kommunikation unter Spezialisten: Ehevertrag, Zugewinnngemeinschaft, Mühelosigkeiten, wie ich bemerke, für die Robbe. Schließlich Dokumentation der gütlichen Vereinbarung, wie erhofft: Bordeauxsammelung gegen die Sammlung meiner Gläser, Haus in Sylt gegen Haus am Luganer See, Porsche gegen Porzellan und so weiter, und so weiter.

Was ich bewundere: die freihändige Logik der Robbe, schwimmend in ihrem Element und grandios. Seine anerkennende Handbewegung: Das Haus in Sylt mit der gesamten Bibliothek an Ihre Frau? Großzügigkeit is the name of the game. Schon der Blick auf das Meer – unbezahlbar. Wie oft sahen wir von dort in die Ferne, waren uns nahe, consensus animorum – ach, Tamara.

Zahnarzt oder Scheidungsprozess – irgendwann geht alles zu Ende. Keine welterschütternde Einsicht, ich weiß, ich weiß.

Der Vorsitzende schließt die Sitzung. Das letzte „also“ der Robbe und sein „Das-hätten-wir“, freundlich und sorgsam, wie zu einem Minderbemittelten. Tamara schon im Hinausgehen, kleinschrittig, wie stets, dabei aufrecht wie ein Gardeoffizier bei der Parade. Ihr gelerntes Gehen, Schreiten wie sie sagte, Relikt der Ballettschule und Teil von ihr, wie angegossen. Wie vereinbart: kein Theater, auch nicht nach Schluss der Veranstaltung. Jeder geht seinen Weg, klaglos, wenn möglich und alleine. Schon unter der Türe plötzlich ihr zarter Handrücken an meiner verlorenen Wange, dabei wortlos – ernst, dann schnell durch die Türe schreitend, irgendwohin in die Einsamkeit meiner Erinnerungen. Weiterhin Regen, gut passend zu diesem grauenvollen Tag. Meine Verabschiedung von Doktor L. Seine Standardratschläge für solche Fälle: Whisky, nicht zu wenig, Ausschlafen bei guten Freunden – Sie wissen schon. Seine terminbelegte Zeit. Leider, sagt er, leider. Was ich ablehne, dass der peinliche Chauffeur mich mitnimmt, nachher, wenn es seine Zeit erlaubt. Sein allerletzter Gruß, mühsam durch die schon geschlossene Fensterscheibe bei entschwebender Limousine.

Mein Aufatmen, das im Regen stehen bleibt.

Ein frisch geschiedener Herr unter dem Portal des Amtsgerichtes stehend, an einem 4. Dezember, 16:47 Uhr, bei mäßigem Nordwest und leichtem Regen – das ist alles.

Benötigt er einen Ratschlag? Lebenshilfe? Handreichung? Spezielle Literatur für derartige Momente?



Literatur gibt es für jede Situation: Dienstanweisungen, Regie-Sätze, Handlungsanleitungen, Schilder, Plakate, Hinweise, ich weiß, ich weiß – nur nicht für frische Scheidungen.

Ich erinnere mich an meinen letzten Hotelaufenthalt in Frankreich. „Im Brandfalle“ las ich auf dem Schild an der Zimmertüre, im Brandfalle: „Ne criez pas au feu. Gardez au sang froid, appelez numero 9.“

Bitteschön, Nummer neun wird weiterhelfen!

Aber hier, unter dem Portal des Gerichtsgebäudes, als frisch Geschiedener ohne numero neuf bin ich angewiesen auf mich selbst.

Ich erinnere mich an einige anerzogene Lebenshilfen. Wollen Sie einen kleinen Auszug hören?

Bei Rot nicht über die Straße gehen,

beim Essen nicht schlürfen,

Frauen im Aufzug nicht auf den Busen starren,

nicht in der Nase bohren,

nicht Fisch mit dem Messer essen.

Nicht mit vollem Mund sprechen,

Rotwein ohne Eiswürfel trinken,

zum Smoking keine Krawatte tragen,

zum Papst nicht „Grüß Gott Herr Papst“ sagen – solche Dinge.

Aber so sehr ich auch mein Gehirn martere, nichts dabei, nichts dabei für frisch Geschiedene.

Gardez au sang froid – leicht gesagt. Stehen Sie einmal unter diesem neugotischen Portal im kalten Regen, der ihren Nacken beträufelt – sang froid, ich bitte Sie. Wenn man nicht weiß, wie sich zu verhalten, ist es am besten man steht stille, sucht nach tunlichen Gedanken und hofft, dass ein vernünftiger dabei ist.

Der Regen hat kein Einsehen, steht mir fast bis zum Hals, tropft aus allen Gesimsen in meine spärlichen Gedanken hinein. Lange stehe ich so, alleine im eigentlichen Sinn, leer, amputiert, bloße Hülle ohne Inhalt, mir selbst ausgeliefert wie noch nie in meinem Leben.

Ich bin auf einer selbst gefertigten Insel, sozusagen Robinson Crusoe persönlich, versuche es mit Galgenhumor, pfeife ein Lied in den Wind hinein, der mich auslacht, erinnere mich an Doktor L. Mit seinem Schlafen-Sie-sich-erst-einmal-gut-aus-Rat, was mir nicht weiterhilft. Mir schaudert vor der Wohnung, in der jeder einsame Schritt in mein Gedächtnis hineinhalten wird. Ich schaudere, nicht nur wegen der Kälte, die an mir heraufkriecht. Ich bin eine Zumutung für jeden. Aus der Welt gefallen durch eigene Schuld, wenn es das überhaupt gibt in meinem Falle: Schuld.

Der Regen vermischt sich mit einigen wenigen Schneeflocken. Somit in der ganzen Hansestadt nichts anderes als Verkehrschaos. Endlich ein Taxi, in das ich fliehe.

Die Frage des Fahrers: „Wohin soll die Reise gehen?“ „Ja, wenn ich das wüsste“ antworte ich zögernd. Der Taxifahrer ratlos. Offenbar ein Irrer. Noch mehr als ich sage, eigentlich, sage ich, eigentlich ist meine Reise bereits vorbei, endgültig vorbei. Der Taxifahrer: Wohin ich wolle, eigentlich wolle? Ja eben, entgegen

ich, das ist ja die Frage. Seine Drohung mich hinaus zu werfen, ersatzweise, mich zu einem Nervenarzt zu fahren. Schließlich mein Einfall: Zum Grandhotel, bitte. Mein Trinkgeld in erstaunenswerter Höhe, passend zu einem Lebensretter.

Meine Flucht vor mir selbst.

Ich fahre zu Jack. Jack heißt eigentlich Hans Weber, aber jeder mann ist überzeugt, dass er, Herrscher über alle äthanolischen Möglichkeiten, die die Bar eines angesehenen Hotels bietet, nicht anders heißen kann als Jack, einfach Jack.

Jack findet das korrekt. Ich nicht. Ich nenne ihn Herr Jack, Betonung auf Herr. Tatsächlich ist er mehr als ein bloßer Herr. Ein Gentleman, wenn auch ein verkleideter. Außen wie ein Igel: Stachelhaare, gedrungene Statur, kleine aufmerksame Augen, tiefblau, wie man sie sonst nur bei Graubündnern trifft. Innen herzensgut, nicht mehr, nicht weniger.

Jack duzt keinen und keiner duzt Jack. Als Barchef, sagt er, sei er vieles gleichzeitig, sozusagen Barkeeper und Beichtvater in Personalunion. Für alle Religionen, sagt er. Jack urteilt selten, verurteilt nie. Sünden sind bei ihm gut aufgehoben.

So ist Jack.

Jack gut getarnt durch seine Spirituosen, Verkäufer von Menschlichkeit, sozusagen geöffnet bis Mitternacht und in Notfällen darüber hinaus, wenn Sie verstehen, was ich meine.

So ist Jack, der alleine lebt nach dem Tod seiner Frau und nie alleine ist und der sich sicher weiß, sicher durch die Berge von Gläsern, Flaschen und sonstigen Wehrhaftigkeiten.

So ist Jack, der Flüchtlinge empfängt mit menschlicher Freundlichkeit. Wundert es Sie, dass ich ihn aufsuchte an jenem Abend?

„Es scheint ziemlich zu regnen, Herr Professor.“ Ziemlich, sagt er, mit etwas bedenklichem Blick. Jack ist diskret. Es ist der Regen, nichts als der Regen.

Ich bekomme meinen Sessel am wärmenden Kamin. Unbestellt erscheint ein Abendessen, über das ich herfalle, dankbar, hungrig und erschöpft, müde bis zum Umfallen. Ich esse unter seinen sorgsamem Augen. Ich esse kleinbissig und unschlüssig wie ein Kind, das nicht weiß, ob es nur hungrig oder aber todmüde ist.

Jack in gehöriger Distanz. Leicht nach vorne gebeugt, voll beobachtender Zurückhaltung, bereit zum Eingreifen, wenn nötig. In seiner Hand plötzlich eine Flasche Chateau Figeac, mein Lieblingswein. Jack sagt: „Für Notfälle“ und lächelt ein wenig. „Himmel im Glas“ antworte ich und füge hinzu: „Schenken Sie ein, Herr Jack, bis ich Halt sage.“

So ist Jack und so das Refugium, das mich aufnimmt in dieser schrecklichen Nacht, Gott sei Dank.

Ich esse in kleinen Bissen, spüre die Wärme des Kaminfeuers, trinke in kleinen Schlucken das göttliche Getränk, fühle, wie die Stille mich allmählich umfängt wie ein tröstender Mantel, der die Gegenwart mehr und mehr vertreibt und ich beginne mich zurück zu träumen in die Welt meiner Vergangenheit.

## Kapitel 2

Ich will nicht herumreden: Ich bin das einzige Kind reicher Eltern. Ziemlich reicher. Ich bin begabt für Mathematik und Physik, Sprachen lerne ich mühelos, man könnte auch sagen nebenbei. Sieben Sprachen beherrsche ich fließend, allein grönländisch hat mir ein wenig Mühe gemacht. Ich bin korrekt bis zum Übermaß. Um nicht zu sagen zwanghaft. Die Logik der Mathematik ist für mich verlässlich. Eine feste Wegmarke, nicht mehr, nicht weniger. Vielleicht sind Ihnen die Hyperbeln und Parabeln zuwider, die Integrale fremd. Mich faszinieren sie.

Ich wuchs behütet auf. Meine Mutter Hausfrau, gütig, ordentlich und einfach ein lieber Mensch. Mein Vater mehr genial, manchmal chaotisch. Oft sagte er: Ordnung hemmt, und meinte wahrscheinlich seine schnellen, vorwärts gerichteten Gedanken. Ingenieur ist er, wie ich auch, ein Brückenbauingenieur, um genau zu sein und ein berühmter dazu. Er hat ein großes Büro und viele Neider. Weil er sein metier beherrscht. Aus dem ff., wie man so sagt. Kein Tal, kein Fluss zu breit, keine Schlucht zu tief – alles überbrückt er, alles. Gelegentlich speit ein Vulkan auf eine seiner Brücken oder ein Orkan rüttelt an ihnen, eine Sturmflut nagt an den Pfeilern – no problem. Weltweit ist er bekannt und seine Zuversicht ist einer dieser Pfeiler für die Familie und für mich.

Wenn Sie etwas über meine Schulzeit wissen wollen: Sie war entsetzlich öde und die Lehrer dozierten, was sie immer schon dozierten, ein ganzes Lehrerleben lang, dreißig oder vierzig oder fünfzig Jahre, meinetwegen. Jedes neue Schuljahr war Gallien eben in drei Teile getrennt – Cäsar lässt grüßen, und ich sagte oft, es ist eine Kunst, dabei nicht verrückt zu werden.

Die Schule fiel mir leicht, gelegentliche Anstrengungen ausgenommen. Lernen konnte ich, falls gefordert, wie ein Büffel und überall, im Zug, im Auto, selbst im Freibad, trotz der Bikinimädchen. Die Noten flogen mir mehr zu als ich mich um sie bemühen musste. Vater half gelegentlich mit verflossenen Spruchweisheiten: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.“ Solche Späße, über die er selbst lachen konnte. Mutter sorgte für frische Hemden und entfernte meine Pubertätspickel. Unsere Köchin verpackte ihre Zuneigung in ungarisches Gulasch, ersatzweise in überquellende Dampfnudeln. Unser Chauffeur hieß Karl ohne Nachnamen, einfach Karl, und bekam von meinem Vater gelegentlich eine Havanna, die er hinter sein Ohr steckte – für später. Karl war ziemlich myop, chauffierte zuverlässig, überholte aber jeden, aus Prinzip, nicht aus Notwendigkeit.

Wie ich schon sagte, wir waren nicht eben arm. Unser Haus galt als Villa, unser Schwimmbad als Pool, unser Garten als Park. Ein Mann war angestellt, extra angestellt als Vermögensverwalter, mit eindeutigen Scheitel und auch sonst unsympathisch. Trotzdem lobte ihn mein Vater regelmäßig und vor allem am Jahresende, zur Bilanzzeit, wie er sagte.

Dass das Abitur eine Hürde sein soll, war mir unbekannt.

Um meine Zukunft machte ich mir Gedanken. Immer schon. Rar ist die Zeit, und sie will genützt werden. An Alltagschnickschnack kann ich keinen Gefallen finden, angefangen von den sportlichen Sinnlosigkeiten (einer meiner Freunde springt, an einer Schnur festgebunden, von Brücken in die Tiefe, in der Hoffnung, dass der Schnurmensch die Länge des Seils richtig berechnet hat) bis hin zu den üblichen toxischen Veranstaltungen (zwei Männer, eine Flasche Wodka).

Das Studium ebenso öde wie die Schulzeit. Frontalunterricht von Professoren, darunter viele graue Mäuse mit beklagenswertem Spezialwissen, Räte und Oberräte, die selbst ihre Stempel mit dem belasten, was sie für einen akademischen Titel halten. In den Bänken der Hörsäle das gleiche Bild: zaghaft und fleißig die meisten Studenten, mit seltenen Fragen und noch selteneren Zweifeln - himmelschreiend.

Das Studium fiel mir leicht. Mein Hoffen auf die große, entscheidende Anstrengung, Examen genannt - noch heute warte ich darauf.

Nebenbei der übliche universitäre Heiratsmarkt mit unerreichbaren Sportstudentinnen, die an mir vorbeisahen, als ob ich nicht existierte. Ich bin nun einmal ungeeignet für den dreifachen Salto vom schwindelerregenden 10 m Brett, den die Sportlerinnen als Eintrittskarten für ihre muskulösen Kreise forderten. Auch eine Winterbesteigung der Eiger-Nordwand mit Biwak in der Hängematte samt Blick in eine tausendfache Tiefe ist mir einfach ein wenig zu frisch.

Zugegeben, es gibt ansehnliche Juristinnen, aber sie sehen überall juristische Probleme und wenn keine vorhanden sind, werden flugs welche hergestellt, so, als ob wir laufend umgeben wären von ihren Paragraphen.

Wenn Sie mir ein kleines Beispiel gestatten?

Vielleicht die Parabel vom undulösen Werkzeug?

Der Fall ist einfach und kommt, sagen diese Jüngerinnen des Rechtes, millionenfach vor und geht wie folgt:

„Der A. verspricht dem debilen B. ein Auto, wenn er, der B., dem verhassten C. mit dem Hammer auf den Schädel schlägt. Wer ist schuld?“

Der Debile, sage ich dann, eindeutig der Debile, denn dieser hat mir schon immer gefallen in dieser verkopften Welt.

Bärbel, meine juristische Freundin, antwortet in solchen Fällen: Dein IQ, mein Lieber, liegt deutlich unter 100, deutlich, und über die Brücken, die Du einmal bauen willst, mag gehen wer will – ich nicht.

Was Wunder: Ich bestehe das Examen mit Auszeichnung und promoviere wenig später über Schrägseilbrücken in Zonen hoher tektonische Aktivität, wenn es Sie interessiert.

Wie gesagt, man muss sich früh spezialisieren und mein Gebiet sind nun einmal die Brücken, diese Herausforderungen in den Grenzbereichen von Physik und Statik. Wenn die Erde wackelt, darf eine Brücke nicht einstürzen, höchstens schwanken, ein wenig, ein wenig.



Gestern erhielt unser Büro einen Großauftrag. Eine Brücke soll über einen Meeresarm gebaut werden. Man denkt offenbar an eine Schrägseilbrücke mit Fahrbahnträgern aus Beton, mit zwei Pylonen wegen der Spannweite.

Die Konferenz fand in Vaters Büro statt. Alle waren sich einig, wir nehmen den Auftrag an. Sechs Augenpaare schauten mich an, die meines Vaters inbegriffen: Die Brücke soll nicht sozusagen „um die Ecke“ errichtet werden, sondern in Nordisland, wo es, wie jeder weiß, tagtäglich Erdbeben gibt. „Dein Thema“ sagten sie und „Theorie muss sich in der Praxis beweisen“ und „Island ist schön und die Leute sind nett“ fügten sie als Trostpflaster hinzu.

Was die Organisation anlangt, kannst du dich auf uns verlassen. Die ersten Pläne liegen bereits vor. In einem Monat kannst du fliegen. Akureyri ist die Hauptstadt des Nordens, vielleicht ein bisschen kühl und im Herbst etwas dunkel, aber die Landschaft ist großartig und die Isländer liebenswert. Mit einem Wort: Du bist ein Glückspilz. Danach Händeschütteln, Schulterklopfen, tolle Sache für einen jungen Brückenbauer – unsere Gratulation!

Ich brauche nicht erwähnen: Widerworte sind zwecklos, friss oder stirb. Ich entscheide mich für das Fressen.

Wo um Himmelswillen liegt Akureyri?